

Eike von Savigny

**Wittgensteins
„Philosophische
Untersuchungen“**

Ein Kommentar für Leser

Klostermann **RoteReihe**

Eike von Savignys „Kommentar für Leser“ erschien ursprünglich zweibändig:
Band 1 zu den Abschnitten 1 bis 315 der PU im Jahr 1988,
eine völlig überarbeitete und vermehrte Neuauflage im Jahr 1994
Band 2 zu den Abschnitten 316 bis 693 der PU im Jahr 1989,
eine völlig überarbeitete und vermehrte Neuauflage im Jahr 1996
Der vorliegende Band gibt die jeweils letzten Fassungen beider Bände –
mitsamt ihrer Paginierung – unverändert wieder.

Bibliographische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliographie; detaillierte bibliographische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

3., unveränderte Auflage in einem Band 2019
2., völlig überarbeitete und vermehrte Neuauflage 1994/1996
© Vittorio Klostermann, Frankfurt am Main 1988/1989

Alle Rechte vorbehalten, insbesondere die des Nachdrucks und der Übersetzung.
Ohne Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, dieses Werk oder Teile in
einem photomechanischen oder sonstigen Reproduktionsverfahren oder unter
Verwendung elektronischer Systeme zu verarbeiten, zu vervielfältigen und zu
verbreiten.

Gedruckt auf alterungsbeständigem Papier.

Druck: ■■■■

Printed in Germany

ISSN 1865-7095

ISBN 978-3-465-■■■■■-5

Inhalt

Einleitung	1
Der methodische Ansatz	1
Die zentralen Thesen der „Philosophischen Untersuchungen“	9
Das Musterrezept	17
Die Sekundärliteratur	27
Die Einrichtung des Kommentars	30
Kapitel 1 PU 1 – PU 64	33
Soziale Sprachspiele statt autonomer Zuwendung.	
Wörter und Sätze werden bedeutungsvoll nicht deshalb, weil der einzelne Mensch es auf ihre Bedeutungen abgesehen hätte, sondern dank ihrer Einbettung in ihre den Sprechern gemeinsame Verwendung im Umgang mit Sachen und miteinander. Die Vorstellung, die Sinnhaftigkeit der Sprache beruhe auf der Beziehung besonderer Ausdrücke zu absolut einfachen, notwendig existierenden Gegenständen, ist bloß eine metaphysische Verbrämung der Vorstellung, ein Mensch könne aus Eigenem erfolgreich und eindeutig auf etwas zeigen.	
1.1 PU 1 – PU 19 a Ausdrücke sind als Wörter bedeutungsvoll nicht deshalb, weil der Sprecher sich bei ihrem Gebrauch ihren Bedeutungen zuwendet, sondern kraft ihrer Verwendung in Sprachspielen. Selbst das Benennen macht ein Wort erst dank dieser Einbettung zum Namen.	33
1.2 PU 19 b – PU 25 Ausdrücke sind bedeutungsvolle Sätze nicht dank dem Verbinden von Benennungen durch den Sprecher, sondern kraft ihrer Verwendung in Sprachspielen.	52
1.3 PU 26 – PU 32 Wo, wie in der hinweisenden Definition, wirklich durch Hinwendung Bedeutung zustandegebracht wird, muß bereits die Beherrschung einer Sprache vorausgesetzt werden. Das Hinweisen kann also nicht die Quelle der Bedeutung sein.	64
1.4 PU 33 – PU 37 Es gibt kein Zeigen, das seinen Gegenstand von allein bestimmte.	74
1.5 PU 38 – PU 64 Das Bild von notwendig existierenden, absolut einfachen Gegenständen als Trägern eigentlicher Namen ist eine metaphysische Verbrämung der Rolle, die ein autonomes Zeigen des Sprechers spielen können soll.	82

Kapitel 2 PU 65 – PU 133

Wir verwenden die Sprache nicht nach intern verfügbaren Regeln. 114

Unser Sprachgebrauch hat grundlegende Merkmale, die der Vorstellung widersprechen, er sei vorweg geregelt. Er ist deshalb nicht unregelt; nur muß man den Begriff der Regel überprüfen: die Vorstellung, die Regeln der gewöhnlichen Sprache müßten vor ihrer Anwendung dasein und unabhängig von ihr regeln, ist ein Mißverständnis. Vielmehr sind sie zu beschreiben, indem man die geregelte alltägliche Anwendung beschreibt. Um sich nicht unvermerkt in verfehlten Vorstellungen zu verfangen, hat man sich dafür auf die Zusammenstellung allgemein zugänglicher Tatsachen und die Verwendung der gewöhnlichen Sprache zu beschränken. Die dabei benutzten Regelformulierungen dienen der Beschreibung, nicht der Regelung.

2.1 PU 65 – PU 80 Die Vorstellung, daß der Sprecher sich nach Regeln richte, die ihm vor aller Anwendung verfügbar seien, ist für den vorfindbaren Sprachgebrauch falsch: Wörter für Allgemeinbegriffe werden nicht nach Kriterien verwendet, der Sprachgebrauch liegt für die Zukunft nicht fest und er ist für die Gegenwart nicht generell auf Grund eines bekannten Regelinhalts entscheidbar. 114

2.2 PU 81 – PU 88 Die Feststellung, daß unsere Sprachspiele nicht explizit geregelt sind, darf nicht zu dem Mißverständnis verleiten, sie seien unregelt; sie nötigt vielmehr dazu, den Regelbegriff zu überprüfen. Die Forderung, Regeln müßten vor aller Anwendung regeln, ist unerfüllbar, da man bei Beschränkung auf explizite Regeln Zweifelsfälle konstruieren könnte, und zwar viel mehr, als in unseren Sprachspielen tatsächlich auftreten. Die Forderung ist auch funktionslos; denn eine Regelung ist nicht unvollständig, sofern sie Fälle offenläßt, sondern sofern sie in wirklich auftretenden Fällen Unsicherheit bestehen läßt. 138

2.3 PU 89 – PU 108 Die Meinung, Sprachregeln seien eigentlich vor aller Anwendung da, beruht auf Mißverständnissen. Es gibt kein hinter dem äußeren Gebrauch verstecktes Wesen der Sprache, dem ihre Leistung zu verdanken wäre, weil es eine ideale Ordnung darstellte (die freilich nach außen nur unvollkommen durchschlüge). Schon die Vorstellung von einer idealen Ordnung ist ein Mißverständnis, und es ist eine falsche Reaktion, ihre Existenz zu postulieren und die gewöhnliche Sprache als schwachen Abklatsch anzusehen. Die Philosophie hat es mit der Leistung ganz gewöhnlicher Sätze zu tun. 148

2.4 PU 109 – PU 133 Es handelt sich freilich nicht um hypothetisch erklärende Wissenschaft, sondern darum, allgemein zugängliche Einzelheiten übersichtlich zusammenzustellen. Weil man dabei durch das Fehldeuten sprachlicher Ausdrucksweisen unkontrolliert in falsche Vorstellungen vom Funktionieren der Sprache hineingeraten kann, hat man sich auf die Benutzung der Alltagssprache zu beschränken. Sie genügt für alles, was man sinnvoll sagen kann. Auch diese Beschreibung benutzt Regelformulierungen, aber 162

nicht als Festsetzungen, sondern zu Beschreibungs- und Vergleichszwecken; sie stellt zwar eine Ordnung im Wissen über die Sprache her, aber nicht eine Ordnung der Sprache.

Kapitel 3 PU 134 – PU 197

Ein internes Verständnis kann keinen Inhalt festlegen.

177

Man versteht einen Ausdruck insofern (meint insofern etwas mit ihm), als man ihn in einer allen selbstverständlichen Weise anwenden kann. Das Verständnis besteht nicht darin, daß der Inhalt dem Bewußtsein präsent wäre, und ist überhaupt kein von der Anwendung begrifflich unabhängiger Zustand. Daß man häufig mit vollem Recht sagen kann, man verstehe etwas, liegt nicht an einer inneren Zugänglichkeit des Verstehens, sondern daran, daß man gelernt hat, Verstehensäußerungen nur zu tun, wenn man versteht. Auf einen intern verfügbaren Inhalt angewiesen, würde man es nicht fertigbringen, daraus nur bestimmte Anwendungen und nicht auch ihr Gegenteil zu folgern.

3.1 PU 134 – PU 145 a Das Verständnis eines Wortes oder Bildes ist nicht deshalb bestimmt, weil uns das Wort oder Bild präsent wäre, sondern weil uns allgemein eine bestimmte Anwendung selbstverständlich ist.

177

3.2 PU 145 b – PU 150 Man versteht das Gesetz einer Reihe insofern, als man sie richtig fortsetzen kann; das Verständnis ist kein von der Anwendung begrifflich unabhängiger Zustand.

191

3.3 PU 151 – PU 184 Den Anfang des Verständnisses – das episodische Verstehen – datieren wir anhand von Verstehenserlebnissen (und ihren Äußerungen), wenn sie innerhalb des Verständnis-Musters am Platze sind, wie wir gewisse Äußerungen als Lesen oder als erstes Lesen bezeichnen, wenn sie im Muster des Lesenkönnens am Platze sind. Aus dem Erlebnis-Charakter und der Treffsicherheit der Äußerungen darf nicht geschlossen werden, man wisse selbst am besten, wann und wie man etwas verstehe.

195

3.4 PU 185 – PU 197 Was jemand mit einem sprachlichen Ausdruck meint, hängt nicht von einem ihm intern verfügbaren Inhalt ab, weil man es allein nicht fertigbringt, nur eine Anwendung und nicht auch ihr Gegenteil aus dem Inhalt folgen zu lassen. Vielmehr meint man etwas mit einem Ausdruck, indem man sich einer etablierten Verwendung einfügt.

226

Kapitel 4 PU 198 – PU 242

Wie das Befolgen einer Regel festlegt.

239

Regelfolgen besteht nicht darin, daß man den internen Regelausdruck auf den vorliegenden Fall anwendet; sondern damit jemand einer Regel R folgt, muß das von R vorgeschriebene Verhalten von allen als gemeinsame Gepflogenheit regelmäßig, selbstverständlich und als erlernbare Leistung aufgewiesen werden. Das Aussehen eines Verhaltens mit diesen Merkmalen legt den Inhalt des Ausdrucks fest, der von den Beteiligten für die Regel benutzt wird. Die Merkmale sind der sachliche Kern hinter den falschen Bildern von der Vorausbestimmung durch die Regel, der unfehlbaren Regelerkenntnis, der vorgegebenen Gleichheit, vom Regelzwang und von der Belehrung des Handelnden durch die Regel.

4.1 PU 198 – PU 205 Die Gepflogenheit bestimmt, welcher Regel sie folgt. 239

Die Ergebnisse der einzelnen Untersuchungen der Sekundärliteratur auf die Anmerkungen zu den davon betroffenen Abschnitten zu verteilen ist in diesem Teilkapitel besonders schwer. In vielen Fällen sollte deshalb Literatur, die nur zu einem der Abschnitte genannt ist, auch bei der Interpretation der übrigen herangezogen werden.

4.2 PU 206 – PU 207 Damit phonetisches Verhalten bedeutungsvolles Sprechen (in geregelten Sprachspielen) ist, muß es in regelmäßiger Weise in das gemeinsame Verhalten der Gruppe eingebettet sein. 255

4.3 PU 208 – PU 216 Tatsächlich besteht zwischen „das gleiche tun“ auf der einen Seite, „einer Regel folgen“ auf der anderen die wichtige Verwandtschaft, daß beide Ausdrücke in ein und demselben Unterricht gelernt werden. Eine regelunabhängige Beziehung der Gleichheit gibt es nicht. 259

4.4 PU 217 – PU 221 Regelfolgen ist dadurch gekennzeichnet, daß es der Begründung nicht bedürftig, sondern selbstverständlich ist. 265

4.5 PU 222 – PU 237 Das Bild, die Regel sei die innere Informationsquelle dafür, wie ich handeln muß, ist verfehlt. Wer einer Regel folgt, braucht keine Information, könnte sie auch nicht von einer inneren Stimme bekommen; und Regelfolgen könnte dann nicht eine Technik sein, bei der man Fehler durch Unterricht vermeiden lernen kann. 268

4.6 PU 238 – PU 242 Der Selbstverständlichkeit, mit der Regeln für den Wortgebrauch im Einzelfall übereinstimmend angewandt werden, entspricht die selbstverständliche Übereinstimmung in den Urteilen, in denen diese Wortanwendungen ausgedrückt werden. 277

Kapitel 5 PU 243 – PU 315

Die private Sprache.

285

Eine Sprache, in der die Bedeutung von Zeichen nur vom Verständnis ihres einzigen Sprechers abhängt, kann es nicht geben; auch die Empfindungssprache ist keine private Sprache.

5.1 PU 243 Könnte es nicht eine Sprache geben, für die nur das Verständnis ihres einzigen Sprechers wesentlich wäre, und ist nicht jedermanns Sprache für seine Empfindungen eine solche Sprache? 285

5.2 PU 244 – PU 245 Daß jeder eine private Empfindungssprache hat, widerspricht dem Augenschein. 291

5.3 PU 246 – PU 252 Empfindungen sind nicht privat im Sinne des privilegierten Zugangs; diese Meinung beruht auf einem zu engen Verständnis der Verwendung von „wissen“, mit der sehr unterschiedliche Formen der sozialen Garantie für Äußerungen signalisiert werden. 294

5.4 PU 253 – PU 255 Empfindungen sind nicht privat in dem Sinne, daß niemand die Empfindungen eines anderen haben könnte. 304

5.5 PU 256 – PU 269 Gleichgültig ob Empfindungen privat sind oder nicht, wäre ein privates „Zeichen“ bedeutungslos, insbesondere keine Empfindungsbezeichnung. 308

5.6 PU 270 – PU 271 In Äußerungen in der 1. Person spielen Empfindungswörter nicht die Rolle von Bezeichnungen, die auf Grund der Identifikation von Empfindungen auf diese angewandt würden; vielmehr dienen sie dazu, den Inhalt der Empfindung mit festzulegen. 325

5.7 PU 272 – PU 280 Auch Eindrücke, die man beim Sehen gewinnt, sowie die Wörter dafür sind nicht privat; mit ihnen kann die Existenz einer privaten Sprache nicht begründet werden. 329

5.8 PU 281 – PU 287 Empfindungen werden anderen nur auf Grund ihres menschlichen (oder ähnlichen) Benehmens zugeschrieben. 335

5.9 PU 288 – PU 299 Sich selbst schreibt man Empfindungen nicht mit irgendwelchen Gründen zu, insbesondere nicht auf Grund der vorherigen Identifikation der Empfindungen. 343

5.10 PU 300 – PU 315 Ob eine Äußerung in der dritten Person, mit der Schmerzen zugeschrieben werden, richtig verwendet ist, richtet sich nicht nur darnach, ob sie begründet ist, sondern auch darnach, ob sie das angemessene Folgerverhalten einleitet. 355

Anhang

Die Peters-Zählung für PU II xi
Verzeichnis der Sekundärliteratur

369
377

Inhalt von Band II

Kapitel 6 PU 316 – PU 362

Das Denken.

Mit der Feststellung, daß jemand einen bestimmten Inhalt denke, charakterisieren wir sein Verhalten (in dessen Umgebung) als eines, das dem zugeschriebenen Gedanken entspricht. Denken ist kein innerer, dem Denkenden in besonderer Weise zugänglicher und von ihm geleisteter Sachverhalt; vielmehr hängt, was er denkt, davon ab, als zu welchem Gedanken passend sein Verhalten akzeptiert wird.

6.1 PU 316 – PU 317 Bei der Untersuchung muß jede Redeweise mit „denken“ untersucht werden, und man muß darauf gefaßt sein, daß solche Redeweisen sehr unterschiedliche Funktionen haben.

6.2 PU 318 – PU 326 Redeweisen wie die vom blitzartigen Denken besagen nicht, daß das Denken ein langsam oder schnell ablaufender Vorgang wäre, der durch sein mit einer Handlung gleichzeitiges Ablaufen diese Handlung zu einer bedachten Handlung machte.

6.3 PU 327 – PU 333 Denken ist keine Begleitung des Sprechens oder sonstigen bedachten Handelns, die auf derselben Beschreibungsebene wie das Sprechen oder sonstige bedachte Handeln beschrieben würde.

6.4 PU 334 – PU 341 Das Sprechen kann nicht dem Denken seinen Sinn verdanken.

6.5 PU 342 – PU 349 Es gibt kein inneres Sprechen ohne die Beherrschung einer öffentlichen Sprache.

6.6 PU 350 – PU 362 Man gewinnt den Begriff des Denkens nicht aus der eigenen Erfahrung, um ihn dann auf andere zu übertragen.

Kapitel 7 PU 363 – PU 427

Die Vorstellung.

Weder ist die Vorstellung ein Raum, in dem etwas vorgestellt wird, noch sind Vorstellungen Gegenstände einer inneren Wahrnehmung, über die der Vorstellende autonom verfügt. Sondern daß einer sich etwas vorstellt, ist eine Art, sein Verhalten in systematischer Abhängigkeit von dem zugeschriebenen Inhalt der Vorstellung zu charakterisieren, ähnlich der Charakterisierung, daß er den Inhalt der Vorstellung vorführe.

7.1 PU 363 – PU 374 Die Ausdrucksweise, daß etwas in der Vorstellung geschehe, gehört zu einer anderen Beschreibungsebene als die, daß es geschehe, und ist von der letzteren Ausdrucksweise systematisch abhängig.

7.2 PU 375 – PU 385 Vorstellungen sind keine Gegenstände einer inneren Wahrnehmung, durch die sie identifiziert würden.

7.3 PU 386 – PU 411 Man verfügt über seine Vorstellungen nicht autonom; weder kennt man sie „von innen“, noch kann man sich vorstellen, was man will, noch gehört dem Vorstellenden seine Vorstellung in besonderer Weise. Was einer sich vorstellt, hängt vielmehr davon ab, als Ausdruck welcher Vorstellung die anderen sein Verhalten zu verstehen haben.

7.4 PU 412 – PU 427 Das „innere“ Aufmerken auf „bewußte“, „eigene“ seelische Sachverhalte kann diese nicht zeigend identifizieren. Und anderen werden seelische Sachverhalte nicht als mögliche Gegenstände eines solchen inneren Aufmerkens zugesprochen. Die Gegenüberstellung von innerem Bewußtsein und äußerem Verhalten ist ein verfehltes Bild für die Unterscheidung verschiedener Beschreibungsebenen.

Kapitel 8 PU 428 – PU 587

Wie seelische Sachverhalte Inhalt haben.

Inhalt und Ausdruck des seelischen Sachverhaltes sind voneinander begrifflich abhängig; das gilt nicht nur für einzelne von ihnen, sondern ganz allgemein. Der Inhalt wird nicht intern zustande gebracht und wird nicht durch sein vorgängig verfügbares Bild identifiziert; es ist auch nicht der seelische Sachverhalt ein Mittel, mit dessen Hilfe sein Inhalt zustande gebracht würde. Vielmehr hängt dieser davon ab, in welcher Rolle das Ausdrucksverhalten akzeptiert wird (welches nur dadurch zum Ausdruck gerade dieses seelischen Sachverhaltes mit diesem Inhalt wird).

8.1 PU 428 – PU 436 Daß ein seelischer Sachverhalt Inhalt hat, ist nicht seine interne Leistung.

8.2 PU 437 – PU 465 Der seelische Sachverhalt ist keine Paßform für die Identifikation seines Inhalts; sondern der Inhalt wird durch das in dieser Rolle akzeptierte Ausdrucksverhalten festgelegt.

8.3 PU 466 – PU 490 Die seelischen Sachverhalte sind keine Mittel zum Zweck, die wir etwa einsetzen, um ihren Inhalt zustande zu bringen; denn ihre Berechtigung ist gewöhnlich unabhängig davon, ob sie sich durch ihre Folgen rechtfertigen lassen (obgleich ein solches Rechtfertigen anderweitig durchaus möglich ist). Das Begründen von Annahme, Erwartung, Furcht usw. spielt vielmehr im allgemeinen die Rolle, das Verhaltensmuster in seiner Umgebung so zurückzurufen, daß der seelische Inhalt deutlich am Tage liegt; das Rechtfertigen legt daher mit fest, welchen Inhalt der gerechtfertigte seelische Sachverhalt hat.

8.4 PU 491 – PU 526 Auch der Satz ist kein Mittel, mit dessen Hilfe seine Bedeutung erreicht würde; die Ausdrucksweise „x mit y meinen“ kennzeichnet x nicht als Zweck von y, sondern den Gebrauch von y in der Rolle von x. Diese Rolle ist dem Sprecher nicht autonom verfügbar; insbesondere kann sie nicht vom Vorstellen des Satzinnes geleistet werden, da wir nicht zu wissen brauchen, ob wir uns etwas vorstellen können.

8.5 PU 527 – PU 570 Vertrautheit mit der Bedeutung oder einzigartige Ausdrucksmöglichkeiten kann es genauso geben wie Vertrautheit mit der Stelle im System oder einzigartige Stellen im System; und den Freiheiten beim Reden von „der“ Rolle im System entsprechen Freiheiten beim Reden von „der“ Bedeutung.

8.6 PU 571 – PU 587 Welchen Inhalt ein seelischer Sachverhalt hat und um was für einen seelischen Sachverhalt es sich handelt, hängt davon ab, wie sein Ausdruck in seine Umgebung eingebettet ist.

Kapitel 9 PU 588 – PU 693

Der Ausdruck von Absicht, Wollen, Sagenwollen und Meinen.

Äußerungen von Absicht, Wollen, Sagenwollen und Meinen werden als besonders gewichtige Formen des Ausdrucks von Absicht, Wollen, Sagenwollen und Meinen akzeptiert, denen die Rolle einer authentischen Selbstinterpretation des Sprechers eingeräumt ist. Sie sind also weder Berichte über innerlich zugängliche Erlebnisse, noch besagt ihre herausragende Autorität, daß der Sprecher seine Absichten usw. autonom zustande brächte.

9.1 PU 588 – PU 610 Die Absichtsäußerung ist kein Bericht über eine innerlich identifizierte Absicht, sondern stellt eine authentische Interpretation des Sprechers für sein eigenes Verhalten dar.

9.2 PU 611 – PU 632 Daß man etwas will, stellt man nicht durch innere Wahrnehmung fest, insbesondere nicht durch die Wahrnehmung einer besonde-

ren Ursache für das eigene Verhalten. Vielmehr ist das nicht unwillkürliche Verhalten dasjenige, welches als Ausübung von Fähigkeiten, als beherrscht, sozial akzeptiert ist.

9.3 PU 633 – PU 660 Wer sagt, was er habe sagen wollen, berichtet nicht über ein innerlich feststellbares Erlebnis des Sagenwollens, sondern drückt aus, was er hätte sagen können.

9.4 PU 661 – PU 693 Meinen ist ein Muster, zu dem Äußerungen wie „Ich habe gemeint“ und „Ich meine“ als wesentliche Ensemblestücke gehören. Ihre Rolle beruht auf dem dem Sprecher konventional eingeräumten Vorrecht, seine Äußerungen authentisch zu interpretieren.

Einleitung

Der methodische Ansatz

Interpretationen sind nach ihren Leistungen zu beurteilen, und sie können nur dann etwas leisten, wenn der Text dem Leser Schwierigkeiten macht. Für das Verständnis von Wittgensteins "Philosophischen Untersuchungen" gibt es gewisse Schwierigkeiten nicht, andere aber durchaus, und sie erweisen sich als sehr hartnäckig. Der hier vorgelegte Kommentar beruht auf einer sehr bestimmten Vorstellung davon, was dem Leser der "Philosophischen Untersuchungen" das Verständnis erschwert - und was nicht.

Wittgensteins Sprache ist fast problemlos; das gehört zu seiner philosophischen Sonderstellung. Bei Thomas von Aquin finden sich wesentlich mehr syntaktische Mehrdeutigkeiten, und Kants Terminologie ist unvergleichlich viel schwerer zu verstehen. Das liegt vor allem daran, daß Wittgenstein dem Leser seine besonderen Wörter, auf die auch er nicht verzichten kann, durch Beispiele klarmacht, statt ihn durch Definitionen zu verwirren. Damit soll beileibe nicht gesagt sein, es sei etwa leicht, für all die Schlüsselwörter wie "Sprachspiel" oder "grammatischer Satz" allgemein herauszufinden, was sie bedeuten. Aber daß man ihre Bedeutung nicht allgemein angeben kann, erschwert im allgemeinen nicht das Verständnis der Stellen, an denen Wittgenstein die Ausdrücke benutzt. Man braucht also die Verwendung von "Gebrauch" und "Lebensform" nicht allgemein zu untersuchen, um den Text zu verstehen. Ich neige zu der Annahme, daß die ernsthafteste philologische Schwierigkeit für das Verständnis einzelner Stellen Wittgensteins Neigung zu Anglizismen darstellt; diese Unart ist so ausgeprägt, daß es in einzelnen Fällen einen durchaus passablen Argumentationsschritt darstellt, einer Stelle eine Bedeutung zu geben, die sie nur haben kann, wenn sie als Anglizismus gelesen wird - obwohl sie, anders verstanden, ganz korrektes Deutsch ist.

Während sprachliche Schwierigkeiten selten sind, gibt es zunächst einmal ein ernsthaftes "Wer spricht?"-Problem. Der Text ist weitgehend dialogisch, und oft ist Wittgenstein wenigstens so hilfreich, die Äußerungen seines Gesprächspartners in Anführungszeichen zu setzen. Klare Fälle zeigen aber, daß er das nicht immer tut, und er benutzt Anführungszeichen auch zu anderen Zwecken. Ist die Lage nicht eindeutig, kann deshalb jeder zugunsten einer ihm lieben Interpretation zu begründen versuchen, daß Wittgenstein selbst in Anführungszeichen rede oder daß eine Äußerung des Dialogpartners ohne dieses Kennzeichen geblieben sei. Außerdem kann

man Wittgenstein von seinem Gesprächspartner schwer unterscheiden, wo er ihn auf Konsequenzen festlegt oder seine Position ironisch übernimmt; und er redet so oft deutlich ironisch, daß Interpretationen einem für sie unbequemen Textbefund jedenfalls gelegentlich durch die Unterstellung von Ironie ausweichen können.

Die "Wer spricht?"-Frage macht vor allem deshalb Kopfschmerzen, weil sie mit einer zweiten eng verbunden ist, nämlich dem "Worum geht es?"-Problem. Die "Philosophischen Untersuchungen" üben in weiten Teilen Kritik an philosophischen Vorstellungen, denen der Gesprächspartner anhängt; ich nenne ihn deshalb durchweg den "Gegner". Man kann mit gutem Grund annehmen, daß Wittgenstein die von ihm angegriffenen Behauptungen eng miteinander verknüpft sieht, daß sie für ihn vielleicht sogar alle ein und demselben tief verwurzelten philosophischen Irrtum entspringen. Eine ausführliche oder gar übersichtliche Darstellung des Ziels seiner Kritik gönnt er dem Leser allerdings nicht; die Position des Gegners muß aus der Kritik rekonstruiert werden. Dasselbe gilt für Wittgensteins eigene Ansichten. Die durchaus begründbare Annahme, er habe gar keine eigenen Thesen vertreten wollen, erörtern wir unten; unabhängig davon ist klar: Jeder, der ihn in den "Philosophischen Untersuchungen" eine oder mehrere zusammenhängende Theorien aufstellen sieht, muß zugeben, daß sie den bestversteckten Inhalt des Textes ausmachen. Jedenfalls sind sie mindestens so gut versteckt wie die angegriffenen Theorien des Gegners.

Als dritte Interpretationsschwierigkeit nenne ich die "Wo gehört das hin?"-Frage. Wittgenstein gliedert Teil I in 693 Abschnitte.¹ Man kann bei der Interpretation zunächst einmal davon ausgehen, daß die Ausführungen innerhalb eines bezifferten Abschnittes im großen und ganzen enger zusammengehören als Texte aus verschiedenen Abschnitten. Aber darüber, wie die Abschnitte aus Teil I zusammengehören, erfahren wir ausdrücklich fast nichts. Es gibt formale Hinweise, etwa: "Kehren wir zu unserem Fall (151) zurück." (PU 179) Doch so ausdrückliche Gliederungshilfen sind selten. Eine Folge von Abschnitten kann trotzdem ganz offenkundig einen Argu-

¹ Nach v. Wright 1982 b war das Typoskript TS 227 (1945, mit Änderungen und Zusätzen bis 1949/1950), das den Text von Teil I enthält, zur Veröffentlichung vorgesehen. v. Wright 1992 begründet ausführlich, warum der sogenannte Teil II jedenfalls keiner von zwei Teilen eines veröffentlichungsreifen Werkes ist, dessen erster Teil der Teil I wäre. Abweichend von der Ankündigung der ersten Auflage, beschränkt der Kommentar sich deshalb auf Teil I. Im "Postscript" zu (1992) hat v. Wright die Zugehörigkeit des Vorworts zu Teil I so weit gesichert, daß meine Entscheidung, es nicht mit dem Text zu kommentieren, als falsch anzusehen ist. Ich verweise auf die in ihrer Gründlichkeit unerreichte Interpretation von Kerstin Stüssel (Stüssel 1989), die für die Frage der Zugehörigkeit zum Text noch auf die lückenhaften Informationen der Herausgeber angewiesen war.

mentationsstrang bilden; nur ist die Gliederung nicht amtlich, und deshalb sind das Vorliegen auch der offenkundigsten Argumentationsstränge, ihr Ende, ihr Anfang, ihre Verknüpfung fast immer eine Frage der Interpretation. Das Thema eines Abschnitts hängt aber weitgehend davon ab, an welcher Stelle er in welche Begründung hineingehört. Daß kaum ausdrückliche Gliederung da ist, verdeckt daher nicht nur die Struktur der Argumentation, sondern ist auch mitverantwortlich dafür, daß das Thema einzelner Abschnitte oder auch die Identität des Sprechers im Dunkeln bleiben.

Für eine Antwort auf die "Wer spricht?"-Frage wie auch auf die "Worum geht es?"-Frage darf man sich deshalb entscheidende Hilfe von einer Lösung des "Wo gehört das hin?"-Problems erwarten. Aus diesem Grunde sollte eine Interpretation der "Philosophischen Untersuchungen" zuerst und vor allem das folgende leisten: Sie sagt uns für jeden Abschnitt in Teil I, an welche Stelle in der Argumentation er gehört. Eine solche Interpretation würde nicht nur unsere drei Fragen beantworten, sondern hätte auch etwas ästhetisch Befriedigendes: Ein gegliederter Text ist eher als philosophisches Werk erkennbar denn ein formloser Brei. Freilich suchen wir nach der Argumentationsstruktur nicht vor allem unseres Vergnügens halber, sondern weil wir den Text ernst nehmen; der Hoffnung, statt einer willkürlich zusammengestümperten Folge von Abschnitten einen geradlinigen Gedankengang zu finden, entspricht das Vorgehen, nicht einzelne Stellen unabhängig voneinander, sondern den gesamten Text im Zusammenhang zu interpretieren.

Eine Blütenlese von Aphorismen kann man ohne Rücksicht auf einen Zusammenhang lesen, hier ein Stück und da eines. Es gibt keinen Grund, beim Verständnis des einen Spruchs auf den anderen zu achten, und in den weiten Grenzen von Metapher, Ironie und Überspitzung setzt der Wortlaut dem freien Weiterspinnen von Einfällen keine Schranken. Die Forderung nach diszipliniertem Interpretieren ist fehl am Platze. Wo sie gegenüber einem wissenschaftlichen Text anerkannt wird - das ist eine Frage der Wissenskultur -, darf das Verständnis der einzelnen Stellen nicht beliebig sein, und das heißt für einen Text mit Aussagen, die Geltung beanspruchen, nicht nur, daß die Interpretation ihm keine Widersprüche unterstellen darf. Vielmehr wird die Beliebigkeit der Interpretation weiter eingeschränkt durch das Ziel, zwischen den Aussagen des Textes einen möglichst engen inhaltlichen Zusammenhang zu finden, in einem argumentierenden Text also eine straffe Argumentation.

Die Struktur einer straffen Argumentation wird ein Text unter sonst gleichen Umständen um so eher aufweisen, je weniger zentrale Thesen er zu begründen sucht und je enger sie miteinander verknüpft sind. Gerade unter dieser Annahme kommt es nämlich zu der notwendigen Einschränkung der Interpretationswillkür. Eine vorläufig angenommene argumentati-

ve Einordnung zweier Bemerkungen definiert einen Zusammenhang, der dem Interpretieren verbietet, ihnen Inhalte zu unterstellen, die innerhalb des angenommenen Zusammenhangs unverträglich wären. Gewiß: Sieht man probeweise die argumentative Einordnung anders, dann ändern sich auch die Zusammenhänge; aber wie jeder Interpret weiß, liegen die Möglichkeiten nicht auf der Straße, und es werden ihrer immer weniger, je mehr Text einbezogen wird. Immer kleiner wird damit auch die exegetische Beliebigkeit; das ist der Grund, warum die Interpretation die Zahl der voneinander unabhängigen Thesen des Textes kleinhalten muß.

Das Vermuten argumentativ gestifteter Zusammenhänge findet seine Grenze im Wortlaut und in der inhaltlichen Plausibilität des resultierenden Textverständnisses. Deshalb stellt die immanente Interpretation einen Versuch dar, der scheitern kann. Entgegen einem immer wieder anzutreffenden Mißverständnis² ist immanentes Interpretieren also nicht zirkulär, auch wenn die Interpretation einer Stelle die einer anderen nur unter Voraussetzung des vermuteten inhaltlichen Zusammenhangs beeinflusst. Es kommen also durchaus Begründungen der folgenden Art vor: "Wenn die Gesamtinterpretation richtig ist, muß diese Stelle so interpretiert werden. Das ist nach dem Wortlaut möglich, und die Stelle sagt dann keinen Unsinn. Also hat sich die Gesamtinterpretation auch an dieser Stelle bewährt." Aber das ist ersichtlich kein Zirkel. Bedenklich wird es, wenn die Gesamtinterpretation zu große Mühe mit einer Textstelle hat, so daß man von einem Verbiegen des Textes sprechen muß. Solche Schwächen in Einzelfällen hat *jede* Gesamtinterpretation; je schwerer sie insgesamt wiegen, desto mehr Grund hat man, sich nach einer anderen umzusehen.

Nun ist es eine Binsenweisheit, daß Wittgenstein jedenfalls in den Jahren, wo die "Philosophischen Untersuchungen" Gestalt annahmen, ein erbitterter Gegner philosophischer Hypothesen und Theorien war. An das Werk mit der Unterstellung heranzugehen, es argumentiere zielbewußt für wenige, eng miteinander zusammenhängende Thesen, sieht daher nach einem sicheren Weg aus, das Thema zu verfehlen.

Wir dürfen die Warnung aus drei Gründen in den Wind schlagen. Es ist unwahrscheinlich, daß Wittgensteins theoriefeindliche Äußerungen sich gegen Theorien im Sinne der ihm unten unterstellten Thesen richten; täten sie es dennoch, dann könnten sie nicht wahrscheinlich machen, daß er philosophierte, ohne Theorien begründen zu wollen; und hätten seine Absichten doch so ausgesehen, dann wären sie für das Verständnis der "Philosophischen Untersuchungen" schlicht unbeachtlich.

Wittgensteins theoriefeindliche Äußerungen richten sich gegen ganz bestimmte Erklärungen, die man recht genau kennzeichnen kann: Eine

² Gegenüber diesem Kommentar bei Pothast 1991, S. 234; Glock 1992, S. 127f..

alltägliche Eigenheit - zum Beispiel des Sprachgebrauchs oder des menschlichen Seelenlebens - wird auf eine Weise beschrieben, die in ihrem üblichen Verständnis philosophisch vollkommen harmlos ist; wird die Oberflächengrammatik der Beschreibung aber mißverstanden, dann drängt die Beschreibung ein Bild auf, das die Erklärung der harmlosen Tatsache durch eine postulierte Entität nahelegt. Da es diese Entität in Wahrheit gar nicht gibt, erklärt man sie für verborgen; die Überzeugung, sie sei trotzdem da und spiele die ihr angesonnene Erklärungsrolle, ist im selben Maße unerschütterlich, wie das Mißverstehen der Oberflächengrammatik der ursprünglichen Beschreibung den Philosophen gefangenhält.³ Mit der Ächtung dieser Art von "Erklärungen" wendet Wittgenstein sich gegen eine verfehlt philosophische Reaktion auf Schwierigkeiten: die Reaktion nämlich, sich mit unverständlichen Luftgebäuden über unverständene Fragen hinwegzumogeln. Demgegenüber empfiehlt er eine andere Art, Fragen zu beantworten, dringend, nämlich das Vorgehen, die einschlägigen Einzelheiten zusammenzutragen und übersichtlich darzustellen, so daß man sieht, wie sie zusammengehören: "Die übersichtliche Darstellung vermittelt das Verständnis." (PU 122.) Freilich vermeidet er für übersichtliche Darstellungen das übliche Wort "Theorie". Übersichtliche Darstellungen können mehr oder weniger explizit machen, was die von ihnen gezeigten Zusammenhänge sind; je ausdrücklicher sie das tun, desto deutlicher begründen sie, warum sie die Einzelheiten so und nicht anders zusammensetzen, wieso die Einzelheiten also zusammengehören. Eine Darstellung, die den Betrachter nur zum Anschauen einlädt, unterscheidet sich von einer, die sagt, worin sie die Zusammenhänge sieht, nicht wie ein Pinnbrett von einer Theorie, sondern wie eine halbherzige von einer mutigen Äußerung. Ich glaube, daß Wittgensteins übersichtliche Darstellungen sehr viel mutiger sind, als manche seiner Interpreten uns glauben machen wollen.

Nehmen wir aber an, er wollte mit seiner Kritik an Theorien auch explizite übersichtliche Darstellungen treffen. Dann könnten seine Äußerungen höchstens zeigen, daß er die ausdrückliche Absicht hatte, keine philosophische Lehre zu begründen. Ohne falsche Scheu vor Spitzfindigkeiten müssen wir uns daran erinnern, daß diese ausdrückliche Absicht sehr wohl damit verträglich ist, daß er in der nicht ausgedrückten Absicht philosophierte, eine Theorie zu begründen. In welcher Absicht man etwas tut, ergibt sich nur zum Teil aus den eigenen Erklärungen, so ehrlich sie sein mögen. Man kann aufrichtig versuchen, sich um Geld nicht zu kümmern, und dabei sein Leben sehr wohl so führen, daß man seinen Vorteil wahrh. Es wäre nur zu verständlich, wenn Wittgenstein davor gegraut hätte,

³ Vgl. v. Savigny 1989 a.

er könne sich noch einmal einbilden, "die Probleme im wesentlichen endgültig gelöst zu haben" ("Tractatus", Vorwort); und falls seine Äußerungen wirklich so viel zeigen würden, könnte man auch noch verstehen, wenn er, statt in Zukunft auf der Vorläufigkeit jeder Theorie zu bestehen, das Kind mit dem Bade ausgeschüttet und Theorien überhaupt verdammt hätte. Gleichviel: Die üblichen Fertigkeiten vernünftigen Redens, die er ganz ausgezeichnet beherrschte, sitzen zu tief, um sich ohne weiteres abstreifen zu lassen, und deshalb könnten seine Äußerungen nicht mehr zeigen, als daß er um die Absicht, allgemeine Theorien zu vermeiden, rang. Daß er wirklich in dieser Absicht geschrieben hätte, müßte sich am Ergebnis erweisen.

Aber nehmen wir schließlich an, er hätte es fertiggebracht, ohne das Bemühen um eine zusammenhängende Theorie zu philosophieren: Welches philosophische Interesse könnte diese biographische Tatsache beanspruchen? Soweit er als Person in Rede steht, haben wir uns selbstverständlich um seine Motive zu kümmern; und wenn wir in Neugier auf den Gang philosophischen Denkens erfahren möchten, wie stark sich mit dem Menschenbild eines Philosophen seine Vorstellung von der Rolle der Philosophie ändern kann, wird es sich lohnen, gerade Wittgensteins frühere und spätere Einstellung zu untersuchen. Ganz anders sieht es aus, wenn es uns um Fortschritte bei der Behandlung philosophischer Fragen geht; statt für den Autor müssen wir uns dann dafür interessieren, was wir aus seinem Buch lernen können.

Wir können die "Philosophischen Untersuchungen" zu verstehen versuchen, indem wir vorgeben, von Wittgenstein nur zu wissen, daß er das Buch geschrieben hat; philosophisch verlieren wir dadurch nichts. Von der Überzeugungskraft des Arguments, die beste denkbare Insel existiere nicht schon deshalb, weil jemand an sie denke, geht kein Deut durch die wirklich bedauerliche Tatsache verloren, daß wir vom Mönch Gaunilo weiter nichts wissen, als daß er damit Anselms Gottesbeweis zu Fall gebracht hat. Wenn wir in den "Philosophischen Untersuchungen" eine reizvolle Theorie gut begründet finden, dann könnte uns ein biographischer Nachweis dafür, daß Wittgenstein es auf die Theorie gar nicht abgesehen hatte, uns höchstens klein und unbedeutend fühlen lassen, weil wir nicht einmal mit größter Mühe ein Meisterwerk hätten zustande bringen können, das seinem Schöpfer versehentlich unterlaufen wäre.

Und sollte, umgekehrt, der Versuch der immanenten Interpretation endgültig scheitern, dann müßten wir, leider, zuerst und vor allem festhalten, daß es Wittgenstein nicht gelungen wäre auszudrücken, was auch immer er hätte sagen wollen. Es ist nämlich ein grobes Mißverständnis, Schwierigkeiten der immanenten Interpretation mir nichts, dir nichts durch den Rückgriff auf Quellen zu beheben, aus denen wir uns über die Ab-

sichten des Autors informieren zu können hoffen. Ich rede hier nicht von den Schwierigkeiten des Unternehmens, aus Wittgensteins ungewöhnlich vollständig erhaltenen Vorarbeiten für die "Philosophischen Untersuchungen" jeweils diejenige Absicht zu ermitteln, mit der er eine Bemerkung schließlich in die endgültige Fassung aufgenommen hat.⁴ Ärgerlich finde ich vielmehr den Gedankensprung von der Frage nach dem Inhalt eines Textes zur Frage nach den Intentionen des Autors.⁵ Solange wir die Frage, ob es einem Autor gelungen sei, das, was er sagen wollte, auch wirklich auszudrücken, für sinnvoll halten, ist eine Information darüber, was er hat sagen wollen, kein Indiz dafür, was er tatsächlich gesagt hat. Es ist (nach meiner eigenen Interpretation) Wittgenstein gelegentlich mißlungen, etwas aus sich heraus Verständliches zu schreiben; ich habe diese Stellen im Kommentar als nicht immanent interpretierbar gekennzeichnet.⁶ Wer nun das verständliche Interesse hat zu erfahren, was Wittgenstein denn da im Schilde führte, sollte sich natürlich an den Nachlaß und an sonstige biographische Informationen halten; er stellt jetzt eine neue Frage. Es ist aber verfehlt, die Frage nach dem Inhalt von Wittgensteins Text auf Schritt und Tritt mit der nach seinen Absichten zu vermengen.⁷ Und ich halte es für ein Zeichen von Verzagttheit, auf die Frage nach dem Inhalt des Textes zu verzichten, bevor ein paar ernsthafte Versuche, sie zu beantworten, gescheitert sind. So schwer ist das doch gar nicht; die vier üblichen Prinzipien genügen im allgemeinen vollauf⁸: Versuche den Text so zu interpretieren, daß der Autor mit seinen Äußerungen recht hat, daß die Teile des Textes füreinander möglichst relevant sind, daß die Relevanz von Textstücken füreinander mit engerer Nachbarschaft wächst und, vor allem, daß der Wortlaut beachtet wird.

Der Arbeitsweise, sich beim Interpretieren des Werkes um die Person des Autors nicht zu kümmern, mag ein bestimmtes Bild davon entsprechen, welche Ansprüche Leser und Autor gegeneinander durchsetzen sollten und was sie einander zumuten dürfen. Die erste Aufgabe hat allemal der Autor. Wenn er ein Buch schreibt, dann für den Leser; also soll er es so schreiben, daß der Leser es verstehen kann. Ich respektiere die Auffassung, gerade große philosophische Texte müßten in der "Eigentümlichkeit ihrer philoso-

⁴ Diese Schwierigkeiten habe ich in v. Savigny 1990 c, S. 144-149, darzulegen versucht.

⁵ Ausführlicher dazu v. Savigny 1990 c, S. 142-144.

⁶ Und zwar bevor Glock 1990, S. 158, mir einige wenige von diesen Stellen vorgehalten hat.

⁷ So Glock 1990 *passim*. Sein Argument, auf diese Weise gewinne man zusätzliche exegetisch bedeutsame Information (S. 154 u. ö.), heißt nichts anderes, als daß er die beiden Fragen nicht unterscheiden will; so ausdrücklich S. 161.

⁸ Näher dazu v. Savigny 1990 c, S. 149f.

phischen Position in Einheit mit ihrer höchst eigentümlichen Form" verstanden werden.⁹ Die Aufgabe des Lesers der "Philosophischen Untersuchungen" wäre dann größer, als ich sie verstanden habe: *was* Wittgenstein verdeutlichen will und *wie* er es tut, wäre auseinander verständlich zu machen. Freilich halte ich diese Aufgabe für unlösbar; Wittgensteins entmutigte Bemerkung im Vorwort, er habe die Hoffnung aufgegeben, ein gutes Buch zu schreiben, ist immer noch am einfachsten dahin zu verstehen, daß er seinem eigenen Ideal der übersichtlichen Darstellung nicht so nahe gekommen ist, wie er es gerne wollte. Mit der in der Literatur häufig¹⁰ anzutreffenden Neigung, eine Annäherung an die Form der "Philosophischen Untersuchungen" in der Beschränkung der Interpretation auf zusammenhanglose Andeutungen zu sehen, kann ich mich nicht anfreunden.

Jedenfalls war Wittgensteins eigene Meinung: "Was sich überhaupt sagen läßt, läßt sich klar sagen; und wovon man nicht reden kann, darüber muß man schweigen." ("Tractatus", Vorwort)¹¹ Wer es unfair findet, das Vorwort des Frühwerks bei der Interpretation des Spätwerks auszuspielen, unterrichte sich in PU II ii: Worauf es für die Bedeutung der Äußerung ankommt, ist, was der Adressat der Äußerung verstehen kann. Im Verhältnis zum Autor ist das der Leser. Der Leser darf also erwarten, daß er das Buch verstehen kann. Freilich kennen verschiedene Leser sich verschieden gut im Stoff des Buches aus, so daß es für sie mehr oder weniger leicht verständlich ist; ihre Aufgabe ist, sich, soweit nötig, Mühe zu geben. Das ist, was der Autor von ihnen erwarten darf. Aber Mühe geben müssen sie sich mit seinem Buch, nicht mit seinen Tagebüchern; denn jenes, nicht diese hat er für sie geschrieben. Darum nennt der vorliegende Kommentar sich "Kommentar für Leser"; er stellt das Ergebnis von Bemühungen vor, den Text des Buches aus sich selbst heraus zu verstehen.

Methodologisch ist der Kommentar also als textimmanente Interpretation gedacht. Wo die Grenzen des Textes zu ziehen sind, kann strittig sein, wenn er selbst den Leser auf andere Texte und andere Autoren verweist: Welcher Autor, welcher Text, welche Stelle sind gemeint? Ist es ein ausdrücklicher Hinweis, eine Anspielung, ein zufälliger Anklang? Der vor-

⁹ Pothast 1991, S. 236. Pothast hält Wittgenstein für theoriefeindlich im oben zurückgewiesenen Sinne.

¹⁰ Nicht bei Pothast!

¹¹ Glock 1990 meint (S. 155), ich schösse hier ein Eigentor, weil Wittgenstein im Vorwort zum "Tractatus" auch schreibt, er habe kein "Lehrbuch" geschrieben. Ich würde das Tor nicht geben; das Zitat zeigt nur, daß Wittgenstein sich einen strikten argumentativen Zusammenhang auch außerhalb von Lehrbüchern vorstellen konnte, eine Meinung, in der ich ihm zustimme. (Bei der Interpretation von PU II ii ist Glock anderer Meinung als ich.)

liegende Kommentar verfährt sehr restriktiv; die in der Literatur vorliegende Fülle von Informationen über schlagende Parallelen, wahrscheinliche Quellen und interessante Berührungspunkte zu vermehren ist sein Ehrgeiz nicht.

Die Beschränkung auf den veröffentlichungsreif redigierten Text der "Philosophischen Untersuchungen" unter Absehung von Vorarbeiten, gleichzeitigen anderen Arbeiten und letzten Schriften Wittgensteins bedeutet, daß die Möglichkeit offenkundiger Widersprüche etwa zu einer genauso streng eingeschränkten Interpretation des "Blue Book" nicht ausgeschlossen werden kann. Demgegenüber ist in der Forschung der letzten beiden Jahrzehnte mit dem Fortgang der Publikation des Nachlasses, aber auch dank gelehrter Arbeit an den nicht veröffentlichten Manuskripten, immer deutlicher die Aufmerksamkeit dafür spürbar, wie Wittgensteins Überlegungen seit 1929 im Gesamtzusammenhang oder doch wenigstens auf Grund ihrer Entwicklung zu verstehen seien. Ich bin nach gründlicher Prüfung der veröffentlichten Ergebnisse solcher Forschungen der wohl-erwogenen Überzeugung, daß das Bild dieser Entwicklung von einer genaueren Kenntnis jedenfalls des Inhalts der "Philosophischen Untersuchungen" noch viel gewinnen kann; wie ein Gedanke sich über Jahre entwickelt hat, ergibt sich nicht nur aus seinen frühen, sondern auch aus seinen späten Fassungen. Vor allem aber kann eine allzu sehr an ihrer Entwicklung aus früheren Manuskripten orientierte Interpretation geradezu den Blick dafür verstellen, wie ein Textstück, das in einem früheren Zusammenhang sonnenklar das eine sagte, im später für ihn gefundenen Kontext einen "Aspektwechsel" erlebt und eine ganz neue Bedeutung erhält.

Die zentralen Thesen der "Philosophischen Untersuchungen"

Die Struktur eines Textes wird klar, wenn er auf wenige Thesen hin geordnet ist und diese Thesen eng miteinander zusammenhängen. Die Wahrscheinlichkeit, eine solche Struktur zu finden, wird, soweit es auf diesen Umstand ankommt, durch die in diesem Kommentar verteidigte Interpretation beinahe aufs Maximum gebracht:

Die "Philosophischen Untersuchungen" haben das Ziel, die beiden folgenden Thesen zu begründen:

These über das Meinen: Daß jemand mit einer Äußerung, mit einer Handlung, mit einem Bild usw. etwas meint (etwas darunter versteht), betrifft ihn nicht isoliert. Vielmehr besteht diese Tatsache darin, daß die Muster

seines individuellen Verhaltens in bestimmter Weise in Muster des sozialen Verhaltens in der Gemeinschaft, zu der er gerechnet wird, eingebettet sind.

These über seelische Sachverhalte: Die Tatsache, daß jemand sich etwas vorstellt, etwas erwartet, etwas wünscht, etwas fühlt, an etwas denkt oder etwas beabsichtigt usw., betrifft ihn nicht isoliert. Diese Tatsache besteht vielmehr darin, daß die Muster seines individuellen Verhaltens in bestimmter Weise in Muster des sozialen Verhaltens in der Gemeinschaft, zu der er gerechnet wird, eingebettet sind.

Alle Argumentationen der "Philosophischen Untersuchungen" dienen direkt oder indirekt der Begründung dieser beiden Thesen.

Daß jemand etwas meint, heißt natürlich, daß ein seelischer Sachverhalt vorliegt; die These über das Meinen ist also ein Spezialfall der These über seelische Sachverhalte. Wenn sie trotzdem unterschieden werden, dann deshalb, weil die These über das Meinen in den "Philosophischen Untersuchungen" eine deutlich hervorgehobene Rolle spielt; die Abschnitte 1 - 315 haben mit der allgemeineren These nur am Rande zu tun. Die beiden Thesen verstehe ich als Angabe der wichtigsten Zusammenhänge, auf die es in der "übersichtlichen Darstellung" ankommt, welche die "Philosophischen Untersuchungen" uns bieten.

Beide Thesen werden zunächst mit zwei Beispielen erläutert, die nicht von Wittgenstein stammen, die aber, wenn man ihre Benutzung auf diesen Zweck einschränkt, zur Erläuterung brauchbar sein dürften.

Das erste Beispiel benutzt einen Gedanken aus PU 200; es macht ein paar völlig phantastische Annahmen über Computer, ohne daß es indessen auf deren Märchenhaftigkeit ankäme. Denken wir uns, zwei vollkommen gleiche Computer würden mit ein und demselben Schachprogramm gefüttert. Für das Beispiel muß man sich auf übliche metaphorische Redeweisen einlassen, etwa daß ein Computer über seinen besten Zug nachdenkt, sich für einen Zug entscheidet, eine gewisse Strategie befolgt und so weiter. Die Redeweisen sind ohne jeden Zweifel metaphorisch; dem Erläuterungszweck schadet das aber nicht. Die Computer haben zu jedem Zeitpunkt einen wohldefinierten elektrischen und magnetischen Zustand ihrer Hardware. Einer von ihnen möge nun genau nach der letzten Berechnung unterbrochen werden, nach der er - ohne die Unterbrechung - rochiert hätte. In der metaphorischen Redeweise, die wir uns gönnen, können wir dann sagen: "Im Augenblick der Unterbrechung wollte er rochieren." Die Interpretation unterstellt diese sprachliche Freiheit nicht etwa Wittgenstein; vielmehr besagt sie, dem Computer die Absicht zu unterstellen sei nach Wittgenstein ganz genauso richtig oder unrichtig wie eine zweite Unterstellung im Laufe einer anders ablaufenden Geschichte:

Der ununterscheidbare Zwilling unseres Computers hat inzwischen etwas anderes getan. Er hat die Arbeit von Werkzeugmaschinen in einer großen Fabrik kontrolliert. Es gehört zu unseren märchenhaften Annahmen, daß er das mit einem Schachprogramm tun kann; und das Märchen enthält die folgende, noch weit verrücktere Szene: In einem bestimmten Augenblick ist die Hardware dieses Computers in genau demselben elektrischen und magnetischen Zustand wie die seines Zwillings, als der unterbrochen wurde. Als nächstes würde der Fabrikcomputer aber die Bohrmaschine, die er kontrolliert, abstellen; wenn wir ihn gerade davor unterbrechen, können wir sagen: "Im Augenblick der Unterbrechung wollte er die Bohrmaschine abstellen."

Die Hardware-Zustände unserer Computer sind in dem entscheidenden Augenblick genau gleich; da sie unterschiedliche "Absichten" haben, werden diese nicht von ihren Zuständen allein festgelegt. Ein zweiter festgelegter Umstand kommt hinzu, nämlich die Umgebung, in der ihr Handeln beurteilt wird. Für die ganze Geschichte wäre man auch mit einem Computer ausgekommen, den man im Schachwettbewerb unterbrochen und in die Montagehalle transportiert hätte. Bei gleichem innerem Zustand hat er als Bestandteil der ersten Umgebung die eine Sache vor, als Bestandteil der zweiten eine andere. Schachwettbewerb und industrielle Produktion spielen in diesem Beispiel die Rolle verschiedener "Lebensformen" im Sinne Wittgensteins.

Man umgeht wenigstens einige vermeidbare Schwierigkeiten, wenn man sich den Sinn der Thesen an der Stellenzahl der verwendeten Prädikate klarmacht. Propositionen, in denen es um die psychischen Zustände von Leuten geht, enthalten ein Subjekt mehr als erwartet. Unser Computer hat *relativ zum* Schachwettbewerb die Absicht zu rochieren; er hat *relativ zur* Montagehalle die Absicht, die Bohrmaschine abzustellen. Auf Grund zweier einfacher Umstände sagen wir statt dessen, wenn wir ihn im Wettbewerb betrachten, daß er die eine Absicht, wenn wir ihn in der Montagehalle betrachten, daß er die andere Absicht habe: Erstens wählen wir die jeweilige Umgebung als naheliegenden Bezugsrahmen für passende Relationen; zweitens wird ein selbstverständlicher Bezugsrahmen sprachlich unterdrückt.

In unserem zweiten Beispiel hat jemand Kopfschmerzen, und zwar ziemlich schlimm. Er versucht seinen Kopf stillzuhalten, preßt die Hände gegen die Schläfen, legt sich kalte Waschlappen auf die Stirn und bleibt im verdunkelten Zimmer. In diesem Zustand findet er sich dann in einer zweiten Gemeinschaft vor, wo so etwas die Leute ebenfalls dann und wann befällt. Freilich wird niemand, der sich so benimmt, jemals getröstet; Stöhnen überrascht die Leute; Aspirin bekommt man nicht, und nach dem Arzt ruft keiner. Was wir als Schmerzverhalten auffassen, wird dort vielmehr so behandelt, als wären die Leute von einer vorübergehenden Absonderlich-

keit befallen. Das Verhalten stört die anderen zwar, aber sie ertragen es. An der Person mit den Kopfschmerzen hat sich nichts geändert. Sie hat aber relativ zur neuen Umgebung keine Kopfschmerzen mehr; denn ihr Verhalten ist dort in das Sprachspiel, das für Schmerz charakteristisch ist, nicht eingebettet. *In* der neuen Umgebung hat sie weiterhin Kopfschmerzen *relativ zur* alten Umgebung; freilich hat sie *in* der alten Umgebung keine Kopfschmerzen *relativ zur* neuen Umgebung. Das Wort "Kopfschmerzen" hat in beiden Feststellungen dieselbe Bedeutung; zu ihr gehört, daß der Zustand beachtenswert sein muß, und weil Verschiedenes als beachtenswert gilt, kommt es zum Unterschied.

So weit die veranschaulichenden Beispiele. Wittgenstein die durch sie erläuterten Thesen zu unterstellen ist nicht neu. Zunächst einmal sind die Wittgenstein unterstellten Thesen selbst nicht neu. Die erste detaillierte Darstellung und Begründung scheint 1979 T. Burge gegeben zu haben.¹² Ohne mich selbst auf die Haltbarkeit der Thesen einzulassen, referiere ich die Begründung von Burge an einem seiner Beispiele. Arthritis ist wesentlich eine Entzündung der Gelenke; Krankheiten, die woanders auftreten, sind nicht Arthritis, mögen sie auch im übrigen Arthritis noch so ähnlich sein. Nehmen wir nun an, ein Patient, der schon länger wegen Arthritis der Kniegelenke in Behandlung steht, komme eines Tages zum Arzt und beklage sich ernsthaft und ehrlich bei ihm: "Meine Arthritis hat auf die Oberschenkel übergreifen." Er drückt damit seine Überzeugung aus, daß er Arthritis im Oberschenkel habe. Da das seine einzige falsche Meinung über Arthritis ist, ist es auf jeden Fall eine Meinung über Arthritis, wenn auch eine grundfalsche. Burge fordert uns nun zu einem Gedankenexperiment auf: Es möge in der Gemeinschaft, zu der der Patient gehört, ganz üblich sein, mit dem Satz "Ich habe Arthritis im Oberschenkel" eine Überzeugung auszudrücken. Das zu diesem Zweck benutzte Wort "Arthritis" würde dann nicht die uns bekannte Krankheit Arthritis bezeichnen, da man dort darunter eine hypothetische Krankheit verstehen würde, die auch andere Organe als Gelenke befallen könnte, also jedenfalls eine andere Krankheit als Arthritis. Niemand würde daher in jener Gemeinschaft mit Hilfe des Satzes "Ich habe Arthritis im Oberschenkel" eine Meinung über Arthritis ausdrücken, insbesondere auch nicht unser Patient. Burges Schlußfolgerung: Es brauchte sich, ohne daß sich an unserem Patienten selbst etwas änderte, nur in seiner sozialen Umgebung etwas zu ändern,

¹² Individualism and the Mental, *Midwest Studies in Philosophy* 4, Minneapolis 1979, 73-121; für das Beispiel vgl. S. 77-79. Burge faßt die Zustände nicht als umgebungsrelativ auf, sondern macht ihre Identifikation von der Umgebung abhängig. Über diese Feinheiten kann die Interpretation der "Philosophischen Untersuchungen" nicht entscheiden.

damit er eine andere Meinung hätte als zuvor; also besteht die Tatsache, daß er seine Meinung hat, zum Teil auch darin, daß seine soziale Umgebung in einem bestimmten Zustand ist.

Burge verläßt sich nicht nur auf die Analyse dieses sowie zahlreicher paralleler Beispiele; er gibt seinen Gedanken auch eine konstruktive Wendung.¹³ Die Äußerungen, die wir benutzen, um unsere Meinungen auszudrücken, werden in unserer Umgebung als ein ganz eigenständiger Maßstab unter anderen benutzt, mit dessen Hilfe unsere Meinungen festgestellt werden. Dieser konstruktive Gedanke deckt sich im wesentlichen mit Wittgensteins Auffassungen von Ausdrucksäußerungen ("Geständnissen", im englischen philosophischen Sprachgebrauch "avowals"), insbesondere deshalb, weil Wittgenstein neben den Ausdrucksäußerungen zahllose andere Verhaltensformen als Ausdruck *von* psychischen Zuständen ansieht (und auch die sprachlichen Ausdrucksformen nicht als Ausdrücke *für* psychische Zustände). P. Pettit hat dagegen, als er die These von Burge 1982 zur Interpretation von Wittgenstein benutzte,¹⁴ ihren Inhalt aus einem leicht erklärlichen Grunde auf Überzeugungen eingeschränkt, die nur durch Sprachverhalten ausgedrückt werden können. Statt nämlich wie die hier vorgelegte Interpretation die Thesen über das Meinen und über psychische Inhalte zu den Grundthesen der "Philosophischen Untersuchungen" zu machen, meint er, Wittgenstein sei an diesen Thesen gar nicht *interessiert*, sondern lediglich durch seine (von Pettit angenommene) Überzeugung von der Sprachabhängigkeit des Meinens auf die Sprachabhängigkeit des Inhalts von nur sprachlich ausdrückbaren Überzeugungen *festgelegt*. Die Interpretationsrichtung ist also geradezu konträr; der Hinweis, daß nur sprachlich ausdrückbare Überzeugungen in den "Philosophischen Untersuchungen" nicht vorkommen, erübrigt sich deshalb. (Was vorkommt, sind Überzeugungen, die nur Wesen haben können, die eine Sprache sprechen.)

Auf einer viel breiteren Argumentationsgrundlage als Pettit hat bereits 1978 N. Fleming die These über seelische Sachverhalte als "spekulative Interpretation"¹⁵ für Wittgensteins Bild von der öffentlichen Zugänglichkeit der Seele vorgestellt und auf Einzelanalysen von Stellen der "Philosophischen Untersuchungen" gestützt.¹⁶ Wir sehen das Seelische am lebenden Menschen, wie wir auf der Leinwand sehen, was das Bild darstellt. Das Bild würde nicht darstellen, was es darstellt, wenn wir nicht mit ihm

¹³ A.a.O., S. 114-117.

¹⁴ Pettit 1983.

¹⁵ Fleming 1978, S. 34.

¹⁶ Vgl. die Anmerkungen zu PU 248, PU 297 in diesem Bande; außerdem PU 357, PU 420, PU 580.

umgingen, wie wir mit ihm umgehen (und dazu gehört, daß wir sehen, was es darstellt); die Beschaffenheit der Leinwand macht diese erst dank unserer Weise, auf sie zu reagieren, zum Bild. Genauso macht das Verhalten des lebenden Menschen diesen erst dank unserer Art, auf ihn zu reagieren, zu einem Menschen, der sich zum Beispiel freut oder etwas versteht; und weil zu dieser Umgangsweise gehört, daß wir sehen, was mit ihm ist, können wir seine Seele sehen. Fleming gebührt, soweit ich das feststellen konnte, für die Interpretation damit die Priorität. Interessanterweise spielt in seiner Begründung die die erste Hälfte der "Philosophischen Untersuchungen" beherrschende Frage, wie der Inhalt des Meinens und Verstehens festgelegt werde, keine Rolle.

Als begriffliche Thesen müssen die Thesen über das Meinen und über psychische Inhalte von spekulativ-soziologischen Thesen ("Das Sein bestimmt das Bewußtsein") wie auch von empirisch-psychologischen Theorien unterschieden werden, die plausiblerweise annehmen, daß Gefühle, Einstellungen, ja das ganze Weltbild eines Menschen von seinem gesellschaftlichen Umfeld abhängen. Solche Theorien betreffen die Frage, wie seelische Inhalte, ihre Definition vorausgesetzt, kausal beeinflußt werden; Wittgensteins Thesen betreffen die Frage der Definition seelischer Inhalte. Als begriffliche Thesen sind sie auf der anderen Seite von anderen begrifflichen Thesen zu unterscheiden. Wenn J. Coulter zum Beispiel im Titel seiner Essaysammlung¹⁷ den menschlichen Geist sozial aufgebaut sieht und Absichten, Motive, Denken und Verstehen als durch und durch soziale Phänomene charakterisiert, so gehen doch die konkreten Feststellungen nicht über das Ergebnis hinaus, daß ein *Wissen* von seelischen Inhalten nur im Einklang mit sozialen Standards für die Beurteilung von Wissensansprüchen beansprucht werden darf. Und wenn G. Gebauer einen Abschnitt seines Buches¹⁸ "Der gesellschaftliche Charakter des Subjektiven" betitelt, so belegt seine konkrete Argumentation nichts weiter, als daß zwar die Kriterien für psychische Sachverhalte intersubjektiv sind, sie sich aber auf Merkmale der Person beschränken, für die die psychischen Sachverhalte zutreffen sollen. Beide Thesen sind zweifellos im Sinne Wittgensteins; sie treffen aber auch für Steine zu: Zu wissen, daß irgendwo ein Stein herumliegt, darf man nur im Einklang mit den intersubjektiven Standards für Wissensansprüche in Anspruch nehmen; und die Kriterien dafür, wann etwas ein Stein ist, liegen intersubjektiv fest. Daß Steine dagegen nur im Rahmen eines bestimmten Umgangs mit ihnen Steine sind, könnte zwar vielleicht begründet werden, müßte aber zweifellos anders begründet

¹⁷ The Social Construction of Mind, London und Basingstoke 1979; insbes. Einleitung sowie Kap. 4 und 5.

¹⁸ Der Einzelne und sein gesellschaftliches Wissen, Berlin und New York 1981.

werden als die Thesen über das Meinen und über seelische Sachverhalte (für Pflastersteine wäre es einfacher).

Daß seelische Sachverhalte gruppenabhängig vorliegen, hat - am Beispiel der Schmerzen - D. Lewis zu begründen versucht. Ein physiologischer Zustand ist danach "Schmerz für eine Gruppe" ("pain for a population"¹⁹), wenn er bei der überwältigenden Mehrheit der Angehörigen dieser Gruppe im Zusammenspiel von Schmerzursachen, weiteren seelischen Zuständen und Schmerzäußerungen die charakteristische kausale Rolle spielt. Für eine physiologisch anders als wir aufgebaute Spezies braucht ein physiologischer Zustand, der für uns Schmerz ist, kein Schmerz zu sein; er wird zum Beispiel nicht durch Verletzungen hervorgerufen und führt nicht zu Vermeidungsverhalten. Die relevanten Unterschiede zwischen den Gruppen betreffen bei Lewis die Physiologie. Die möglichen Unterschiede in der sozialen Reaktion auf die Schmerzäußerungen spielen bei ihm keine Rolle; gerade auf sie kommt es Wittgenstein an.

Wittgensteins Thesen lassen sich durch Rückgriff auf die traditionelle Unterscheidung zwischen externen und internen Eigenschaften charakterisieren. Eine interne Eigenschaft im traditionellen Sinn ist zum Beispiel die, ein Mensch zu sein; denn solange ein bestimmter Mensch sich nicht ändert, bleibt er ein Mensch. Alle anderen Menschen können unvernünftige, ungesellige, humorlose, gefiederte, sprachlose Vierfüßler werden und damit aufhören, Menschen zu sein, während das unveränderte letzte Exemplar von Homo sapiens ein Mensch bliebe. Eine externe Eigenschaft im traditionellen Sinn ist dagegen zum Beispiel die, groß zu sein; ein großer Mensch kann, ohne zu schrumpfen, mittelgroß werden, weil die nächste Generation im Durchschnitt größer wird. Wer in seiner Jugend revolutionäre politische Ansichten hat und kein Jota daran ändert, kann sich auf seine alten Tage als Konservativer wiederfinden, weil die meisten Leute in der Zwischenzeit viel weiter nach links gerückt sind als er. Konservativ und revolutionär zu sein sind daher ebenfalls externe Eigenschaften im traditionellen Sinne.

In diesem traditionellen Sinne ist es eine externe und keine interne Eigenschaft, in einem bestimmten seelischen Zustand mit einem bestimmten Inhalt zu sein; dies begründen nach der hier vorgelegten Interpretation die "Philosophischen Untersuchungen". Zuschreibungen externer Eigenschaften beruhen auf impliziten Bezugsrahmen; für seelische Zustände spielen die Rolle der Bezugsrahmen in den "Philosophischen Untersuchungen" die Lebensformen.

¹⁹ Mad Pain and Martian Pain, in: N. Block ed., Readings in Philosophy of Psychology, Vol. 1, London 1980, S. 215-222 (219).

Aufschlußreich kann schließlich ein Vergleich mit Lockes Unterscheidung zwischen primären und sekundären Qualitäten sein. (Diesen Hinweis verdanke ich Andreas Kemmerling.) Die soziale Einbettung des Ausdrucksverhaltens läuft darauf hinaus, daß die Angehörigen der betreffenden Gruppe gegenüber dem Ausdrucksverhalten und gegenüber dem Menschen, der es an den Tag legt, eine bestimmte Einstellung haben. Man kann das im Blick auf Locke so ausdrücken, daß das Ausdrucksverhalten sie in bestimmter Weise beeindruckt. Die Eindrücke, welche sie vom Ausdrucksverhalten bekommen, werden erstens von ihrer Einstellung und zweitens vom das Ausdruckverhalten bestimmenden internen Zustand der fraglichen Person bewirkt; die Person ist also dank ihrem internen Zustand in einem seelischen Zustand, weil diese Verursachungsbeziehung besteht. Ein seelischer Zustand ist daher ein Vermögen (welches eine Person dank ihrem internen Zustand hat), bei Leuten mit einer bestimmten Einstellung gewisse Eindrücke hervorzurufen. Seelische Zustände können damit als sekundäre Qualitäten relativ zu internen Zuständen als primären Qualitäten und relativ zu Leuten mit einer bestimmten Einstellung angesehen werden. (Die Einstellung entspricht demjenigen Verursachungsmechanismus, der nach Locke dafür verantwortlich ist, daß die primären Qualitäten in uns gewisse Wahrnehmungseindrücke hervorrufen.)

Für die Interpretation des Werkes im Lichte der Thesen kommt es nicht auf die Originalität oder Einzigartigkeit des Verständnisses einzelner Stellen an. Jede einzelne Stelle der "Philosophischen Untersuchungen" mag möglicherweise, für sich betrachtet, reizvolle andere Interpretationen finden, oder es mag andere Gründe geben, zu denselben Interpretationen zu kommen. Der hier verteidigte Anspruch geht weder dahin, daß die zur Diskussion gestellte Interpretation für irgendeine Stelle in den "Philosophischen Untersuchungen" das bei isolierter Betrachtung reizvollste Verständnis erreichte, noch ist es wesentlich, daß irgendeine der Einzelinterpretationen neu wäre; freilich geht die Hoffnung dahin, beides in einem erheblichen Maße zu erreichen. Der Anspruch geht vielmehr dahin, daß die zur Diskussion gestellte Interpretation für alle Stellen fruchtbar ist. Das ist eine Idealforderung; wie jede andere Interpretation hat auch diese ausgesprochene Schwächen. Es handelt sich um eine Gesamtinterpretation. Aus Gesamtinterpretationen folgen nicht nur solche Einsichten, die man gern als erhellend akzeptiert; sie legen den Leser vielmehr typischerweise in Fällen, wo der Textbefund unterschiedliche Auffassungen einer Stelle zuläßt, auf ein bestimmtes Verständnis fest, und gelegentlich auf ein Verständnis, das dem Autor Fehler beim Ausdrücken seiner Meinung unterstellen muß.²⁰

Kapitel 1

Soziale Sprachspiele statt autonomer Zuwendung

PU 1 - PU 64

Wörter und Sätze werden bedeutungsvoll nicht deshalb, weil der einzelne Mensch es auf ihre Bedeutungen abgesehen hätte, sondern dank ihrer Einbettung in ihre den Sprechern gemeinsame Verwendung im Umgang mit Sachen und miteinander. Die Vorstellung, die Sinnhaftigkeit der Sprache beruhe auf der Beziehung besonderer Ausdrücke zu absolut einfachen, notwendig existierenden Gegenständen, ist bloß eine metaphysische Verbrämung der Vorstellung, ein Mensch könne aus Eigenem erfolgreich und eindeutig auf etwas zeigen.

1.1 PU 1 - PU 19 a Ausdrücke sind als Wörter bedeutungsvoll nicht deshalb, weil der Sprecher sich bei ihrem Gebrauch ihren Bedeutungen zuwendet, sondern kraft ihrer Verwendung in Sprachspielen. Selbst das Benennen macht ein Wort erst dank dieser Einbettung zum Namen.

PU 1

1 Wittgenstein gibt für das Ziel, mit dem er Augustinus zitiert, zwei Interpretationen: b und PU 32 b. Nach b müßte es ihm im folgenden darum gehen, daß Wörter nicht dank der Tatsache bedeutungsvoll sind, daß sie für Gegenstände - als ihre Bedeutungen - stehen; er würde die "Gegenstandstheorie der Bedeutung" angreifen. Nach PU 32 b müßte es ihm bis dahin darum gegangen sein, daß ein Individuum für das Erlernen einer Sprache nicht bereits eine Sprache beherrschen muß; seine Kritik würde sich gegen die Vorstellung richten, der einzelne bringe schon selbst mit, was er brauche, um Wörter bedeutungsvoll zu benutzen. b hat, dem Zitat unmittelbar folgend, besonderes Gewicht; als erste und letzte zusammenfassende Auswertung der Erörterungen zu dem Zitat aus Augustinus muß PU 32 b als Schluß gesehen werden, der klärt, wie die Ankündigung der Einleitung in b aufzufassen ist.

Für die Rolle von PU 1 - PU 32 als Einleitung des Gesamtwerks leistet die Selbstinterpretation in PU 32 b mehr als die hier in b gegebene, weil erstere das bei Augustinus gefundene Bild von der Sprache mit den großen

Folgethemen verknüpft: der einzelne beherrscht den Gebrauch der Sprache nicht von vornherein (PU 65 - PU 133); das Verstehen von Ausdrücken besteht nicht in ihrer Deutung mit Hilfe anderer Ausdrücke (PU 134 - PU 197); Regelfolgen ist eine soziale, keine individuelle Kompetenz (PU 198 - PU 242); die Vorstellung von einer Sprache für ein Individuum allein ist ein Widerspruch in sich (PU 243 - PU 315). PU 38 - PU 64 mit ihrer bohrenden Neugier auf die Rolle von Gegenständen als Garanten sprachlicher Bedeutung dürfen natürlich nicht totgeschwiegen werden; diese Abschnitte, neben b Stützen des Eindrucks, das Buch werde mit einem Angriff auf die Gegenstandstheorie der Bedeutung eröffnet, ja sei insgesamt eine Kritik an all ihren Folgen und Verästelungen, erweisen sich aber bei näherem Hinsehen als Kritik an einer metaphysischen Verbrämung der Vorstellung, ein Mensch allein könne auf etwas zeigen, sich also zu etwas hinwenden (vgl. PU 38 Nr. 1).

Beide Selbstinterpretationen können daher glaubhaft auf einen gemeinsamen Nenner gebracht werden. Im Text von PU 1 - PU 32 zeigt sich, daß der Angriff auf die "Gegenstandstheorie der Bedeutung" mit Gewinn als Angriff auf eine besondere Ausmünzung der Vorstellung verstanden werden kann, sprachliche Ausdrücke verdanken ihre Bedeutung einer Tätigkeit des sich selbst genügenden Sprechers, für deren Erfolg dieser auf fremde Hilfe nicht angewiesen sei. Er muß daher die Fähigkeit dazu aus Eigenem mitbringen; das kritisiert 32 b. b faßt eine Vorstellung zusammen, die sich als Folgerung ergibt, wenn die in PU 38 - PU 64 kritisierte metaphysische Vorstellung als Erklärung der Fähigkeit zum autonomen Zeigen postuliert wird.

2 Zum Verständnis des Zusammenhangs von Zuwendungs- und Gegenstandstheorie nach Nr. 1 passen zwei Feststellungen zum Umgang mit dem Zitat aus den "Bekenntnissen". Zum einen ist in ihm viel von den Tätigkeiten der Erwachsenen und von Augustinus die Rede: "Nannten", "wandten sich ... zu", "nahm ich ... wahr", "ich begriff", "da sie ...hinweisen wollten", "ab eis vocari", "entnahm ich", "wenn diese irgend etwas begehrt, oder festhält, oder zurückweist, oder flieht", "lernte ich ... verstehen", "ich brachte ... zum Ausdruck". Dabei setzen die Tätigkeiten des Kindes schon ein erkleckliches Maß an Sprachbeherrschung voraus; denn es *nimmt wahr, daß* die Erwachsenen einen Gegenstand nennen und sich ihm zuwenden, und *begreift, daß* sie ihn durch Laute bezeichnen und auf ihn hinweisen wollen. Die Leistung des Kindes wird durch Wittgensteins Übersetzung betont: "cum ... appellabant ... et ... movebant, videbam" heißt genauer, daß der kleine Augustinus den Ablauf sah, nicht was damit vor sich ging (dann wäre Konjunktiv oder a.c.i. zu erwarten); "Hoc ... aperiebatur" heißt "das war offenkundig", nicht "Dies ... entnahm ich". Zum andern

sagt davon, daß Wörter etwas tun, z. B. Gegenstände benennen, der Text nur in Wittgensteins Übersetzung etwas; für "quarum rerum signa essent" wäre "welche Dinge die Wörter bezeichnen *sollten*" möglich, und für "hoc ab eis vocari rem illam" unterdrückt "daß der Gegenstand durch die Laute ... bezeichnet wurde" die bezeichnenden Personen zugunsten des Wortes.

Wittgenstein wählt also ein Zitat, das die Zuwendungsvorstellung gut illustriert, und betont durch seine Übersetzung diese Funktion; er verknüpft das Zitat mit der darin nicht deutlichen Gegenstandsvorstellung durch seine Übersetzung und durch die unmittelbar folgende Auswertung. Offenbar geht es ihm darum, daß die Zuwendungsvorstellung die Gegenstandsvorstellung nahelegt.

3 Die Auswertung des Zitats in b bringt die Gegentheorie auf zwei Kernthesen. Die erste betrifft Wörter: "Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände - [...] Jedes Wort hat eine Bedeutung. Diese Bedeutung ist dem Wort zugeordnet. Sie ist der Gegenstand, für welchen das Wort steht." Die zweite Kernthese betrifft Sätze: "Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen." Um Wörter geht es bis PU 19 a, um Sätze in PU 19 b - PU 25. Die Sätze kommen an zweiter Stelle; sie sind nach dem Zitat deshalb bedeutungsvoll, weil die verbundenen Wörter Bedeutung mitbringen. Das ist für Wittgenstein deshalb wichtig, weil für ihn Wörter nur dank ihrem Gebrauch Bedeutung haben, und gebraucht werden Wörter in Äußerungen (oder, wie Wittgenstein gewöhnlich sagt, in Sätzen); er sieht die Sache also umgekehrt. Fast möchte man meinen, die gegensätzliche Gewichtung werde durch die unterschiedliche Ausführlichkeit betont; aber die vier Sätze über Wörter dienen vor allem der Gleichsetzung der Relationen "x steht für y" und "x bedeutet y". Wenn die Zuordnung des Wortes zum Gegenstand dadurch zustande kommt, daß der Sprecher ihn mit dem Wort benennt, und wenn das Benennen auch dafür sorgt, daß das Wort Bedeutung hat, dann ist ihm ein Gegenstand genau dann zugeordnet, wenn ihm eine Bedeutung zugeordnet ist. Die Identifikation von Gegenstand und Bedeutung aus Gründen ontologischer Sparsamkeit drängt sich damit auf.

4 Zu c vgl. PU 17 Nr. 1.

5 Obwohl das Kind Augustinus erst sprechen lernt, wird ihm der Kaufmann in d deutlich gegenübergestellt. Das ist nur dann nicht schief, wenn in Wahrheit auch das Kind bereits die Sprache beherrscht, und darauf kommt es bei der Auswahl des Zitats ja offenbar an. Ein Motiv der Gegenüberstellung von Kind Augustinus und Kaufmann liegt deshalb in den unterschiedlichen Bildern vom Verstehen. Das Kind Augustinus löst eine Ermittlungsaufgabe, indem es aus äußeren Anzeichen auf innere Ursachen

schließt, betont durch "Dies aber entnahm ich" an Stelle des genaueren "Das war offenkundig". Der Kaufmann dagegen reagiert, wie er's gelernt hat, und die Frage nach seinen Anhaltspunkten ("Wie weiß er aber ...") wird mit "Nun, ich nehme an, ..." ("Ich nehme eben an") zurückgewiesen. Er weiß zwar, was er zu tun hat; aber diese Beschreibung seines Verständnisses darf nicht durch die das Wort "wissen" mißverstehende Annahme, das Verständnis stütze sich auf Informationen, gerechtfertigt werden: "Die Erklärungen haben irgendwo ein Ende." Genausowenig trifft das Bild von den einschlägigen Tätigkeiten der Erwachsenen für den Käufer zu. Er schreibt einfach Wörter auf einen Zettel und läßt ihn zum Kaufmann tragen; deutlich wird durch diese Konstruktion ausgeschlossen, daß seine Hinwende-Tätigkeiten (die ja den Zettel nicht zum Laden begleiten) irgendeine Rolle spielen können. Eine Rolle spielt nur, daß der Zettel zum Laden getragen wird und der Kaufmann in der im Laden üblichen Weise reagiert. (Das Benutzen der Farbtabelle ist natürlich nicht üblich; es kennzeichnet das, worauf es beim Benutzen des Erlernen für die Sprachverwendung ankommt, vgl. PU 53, PU 55.) Die beiden letzten Sätze können damit geradezu so gelesen werden: "Welchen Gegenstand aber hat der Käufer mit dem Worte 'fünf' benannt? - Keinen; für dessen Bedeutung genügte, daß der Kaufmann so wie beschrieben auf das Überbringen deszettels reagiert hat." Daß es sich dabei um eine Gepflogenheit von *Kaufleuten* handelt, ist im Beispiel klar; es genügt nicht, daß es *seine* Besonderheit ist, so zu reagieren (vgl. PU 199 Nr. 2).

Die Übersetzung gehört zu Wittgensteins Text. (Sie ist Bestandteil des fortlaufenden Textes von TS 227, der Druckvorlage; aus der Anordnung im Druck geht das ja nicht hervor.) Die Annahme, Wittgenstein habe selbst übersetzt, stützt sich auf zwei Feststellungen: Er las Augustinus im Original (vgl. Spiegelberg 1979, S. 320), und sein deutscher Text unterscheidet sich stark von allen deutschen Übersetzungen, von denen zwischen 1840 und 1940 Ausgaben im "Gesamtverzeichnis des deutschsprachigen Schrifttums" oder im "Deutschen Bücherverzeichnis" nachgewiesen sind. Das sind die folgenden (angegeben wird jeweils die überprüfte Auflage, Übersetzernamen in Klammern): Arnsberg, Ritter, 1840 (Kautz); Münster, Theissing, 1841 (Gröninger); Wien, Mechitharisten-Congreg. Buchhandlung, 1860 (Silbert); Schaffhausen, Hurter, 1865 (Wilden); Frankfurt a. M., Heyder u. Zimmer, 1866 (Merschmann); Reclams Universal-Bibliothek, 1888 (Lachmann), nach Hallett 1977 (S. 761) in Wittgensteins Besitz; Gotha, Perthes, 1888 (Bornemann); Bremen, Heinsius, 1889 (Rapp); Regensburg, Verlagsanst. vorm. Manz, 1906 (anonym); Jena, Diederichs, 1921 (Hefe), Ausg. von 1922 in Wittgensteinschem Familienbesitz nach brieflicher Mitteilung von A. Hübner, Kirchberg a. Wechsel; Freiburg i. Br., Herder, 1907, 1922 (v. Hertling), weitestverbreitete Übersetzung neben Reclam; Kempten u. München, Kösel, 1914 (Hoffmann); Innsbruck, Wien u. München, Tyrolia, 1929 (Rücker). Nicht oder fragmentarisch ist der Text enthalten in den Übersetzungen: Passau, Elsässer u. Waldbauer, 1853 (anonym); Reutlingen, Baur, 1883 (v. Raumer'sche Ausg., überarb.); Göttingen, Vandenhoeck u. Ruprecht, 1920 (Zurhellen-Pfleiderer); Leipzig, Kröner, 1930 (Bernhart).

Zu der Frage, ob Wittgenstein Augustinus gerecht wird, vgl. Burnyeat 1987 (S. 9-14, 22-24); sie ist für die Interpretation bedeutungslos, weil er Augustinus Sprachtheorie in "De Magistro" offenbar nicht gekannt hat.

Auch nach Hanfling 1989 (S. 60f.) ist das Zitat im Lichte von PU 32 zu interpretieren; es gehe darum, daß man nach Augustinus schon eine Sprache können müßte, um eine zu lernen. M. U. Walker 1990 gewinnt aus derselben Annahme (S. 100-102) die Vermutung, wenn gerade eine intellektuelle und moralische Autorität wie Augustinus mit einem derartigen Irrtum zitiert werde, dann solle wohl - vielleicht nicht in bewußter Absicht - auf die moralische Dimension philosophischer Irrtümer hingewiesen werden (S. 102-109).

Die Interpretation zu Nr. 1 steht in scharfem Gegensatz zu Baker/Hacker 1980, nach denen die PU insgesamt der Kritik an einem "augustinischen Bild" dienen sollen; dessen Kern sei das "Bild" in b: "Die Wörter der Sprache benennen Gegenstände - Sätze sind Verbindungen von solchen Benennungen." Und die Idee über Bedeutung und Gegenstand, die Wittgenstein in diesem Bild wurzeln sieht, sei für das "augustinische Bild" eine immer noch zentrale Erweiterung. Eine Gesamtinterpretation der PU als einer Kritik an der Gegenstandstheorie der Bedeutung wurde bereits in v. Savigny 1969 versucht (vgl. insbesondere S. 17-59); sie wird spätestens ab PU 67 künstlich, weil nichts gegen veränderliche oder unscharfe Grenzen von Gegenständen spricht (Wolken!). Dem entspricht, daß für Baker/Hacker 1980 das "augustinische Bild" keine scharfen Grenzen hat (S. 34) und in unterschiedlicher Weise zu ausgewachsenen Theorien ergänzt werden kann (S. 34f.); zwar soll die Entwurzelung eines derart ausgewachsenen Gebildes weithin Ziel der PU sein (S. 45), die Kritik aber ihre Einheit aus der Konzentration auf die Beziehung der Bedeutung zu Erklären und Verstehen erhalten (S. 678). Auch wenn es übermäßig scharf klingt: Die Lektüre der beiden Kommentarbände drängt dem Leser den Eindruck auf, daß zu den Verästelungen des "augustinischen Bildes" alles gehört, was Wittgenstein kritisiert.

Daß die Gegenstandstheorie für Wittgenstein die Vorstellung vom Lernen durch Hinweis begründe (Baker/Hacker 1980, S. 33), vermuten bereits Dazzi/Simone 1972 (S. 72). In Wahrheit findet sich der Zusammenhang von Lernen und Augustinus-Kritik in PU 32 b; Baker/Hacker nutzen ihn mit ihrer zutreffenden Feststellung zu a, die Verbindung von Wort und Gegenstand werde durch die Absicht hergestellt, unzureichend aus. Ring 1983 (S. 259-266) verneint ein verfehltes Lern-Bild als wesentlich für die Augustinus-Kritik mit dem treffenden Argument, daß der Lern-Kontext des Zitats weggelassen ist.

Während Baker/Hacker wegen c als Ziel von d sehen, die Unterschiede zwischen Wortarten sollten auf Unterschiede zwischen den mit ihnen verknüpften Handlungen zurückgeführt werden, ist Dazzi/Simone 1972 (S. 62f.), Ring 1983 (S. 268-273) und Hunter 1985 (S. 1-6) darin zuzustimmen, daß d allgemein zeigen will, daß die Bedeutung vom Gebrauch komme, nicht umgekehrt; beachtenswert sind Rings Hinweis darauf, daß in "fünf rote Äpfel" die Wörter nach PU 28 Namen sind, und Hunters Parallele der beiden letzten Sätze mit PU 13. Nach Ackermann 1988 (S. 39-43) sollen die Nennung der Gesten im Augustinus-Zitat und das Einkaufsbeispiel die Namensvorstellung nicht kritisieren, sondern erweitern; er übersieht, daß der Text sich später gegen die Leere von "Alle Wörter sind Namen" wendet. (Vgl. etwa PU 10 Nr. 1.)

PU 2

1 Die Ähnlichkeit des Sprachspiels in b mit Augustinus' Beschreibung beschränkt sich darauf, daß die vier Wörter zwanglos als Bezeichnungen von Gegenständen angesehen werden können (vgl. aber PU 10 Nr. 4); PU 4 bestätigt, daß es darauf ankommt. Demgegenüber ist eine Unähnlichkeit mit Händen zu greifen: Ausrufe und Herbringen sind in den Zusammenhang aufeinander abgestimmten Handelns eingebettet, und wären sie es nicht, dann gäbe es keinen Grund, die vier Wörter als Bezeichnungen von Bausteinen aufzufassen. Anders als bei Augustinus *wendet* A sich beim Ruf "Würfel" keinem Würfel *zu*, und B muß nicht *ermitteln*, was A bezeichnen will, sondern braucht nur in erlernter Weise auf den Ruf zu reagieren.

Es liegt nahe, b auf Grund der Ankündigung im ersten Satz als gutwillige Konkretisierung der Gegenstandstheorie aufzufassen, die möglichst nicht mehr enthalten soll (so ist die Aufforderung am Schluß zu verstehen), als nach dieser Theorie für eine Sprache nötig ist; es zeigt sich aber, daß sie von einer der Gegenstandstheorie fremden Voraussetzung Gebrauch machen muß, nämlich daß die Wörter nur deshalb als Bezeichnungen bedeutungsvoll sind, weil sie eine bestimmte Rolle im Umgang der Sprachbenutzer miteinander und mit Sachen spielen.

2 Die Vorstellung vom Funktionieren der Sprache ist nach a primitiv, weil sie die für jede Sprache nötige Einbettung der Bezeichnungen in den Umgang der Sprachbenutzer miteinander und mit Dingen außer acht läßt. Sie ist "die Vorstellung einer primitiveren Sprache, als der unsern", weil sie so wenig von unserer Sprache einfängt.

Die Interpretation entspricht Mosedale 1978 (S. 341) und Baker/Hacker: Augustins Beschreibung paßt, aber was herauskommt, entspricht nicht seinen Vorstellungen. "Vorstellung einer primitiveren Sprache" ist hier so verstanden wie bei Dazzi/Simone 1972 (S. 72); Mosedale 1978 (S. 341) verweist dagegen auf PU 25. "vollständig" im Schlußsatz macht Kopfzerbrechen, wenn man nicht wie oben und Mosedale 1978 interpretiert "vollständig in bezug auf Augustins Beschreibung" (S. 341); Baker/Hacker: "vollständig" schließt Erweiterbarkeit nicht aus. Nach Zucker 1988 (S. 218f.) und Malcolm 1989 a (S. 40-44) muß das Sprachspiel um einen Hintergrund von Aktivitäten ergänzt werden, wenn Wittgenstein seine Absicht erreichen will; Zucker beschreibt eine passende Lebensform (S. 221-223). Dagegen dürfte Birsch 1990 mit der Feststellung recht haben, das Beispiel sei vollständig, weil es sonst nicht so einfach sei, daß daran gezeigt werden könne, daß Augustinus schon in sehr einfachen Fällen unrecht hat (S. 347-349).

PU 3

Wie die Konkretisierung in PU 2 b zeigt (s. d. Nr. 1), "beschreibt" Augustin zwar "ein System der Verständigung", aber er beschreibt es gerade nicht

vollständig; "Ja, brauchbar; aber nur für dieses eng umschriebene Gebiet" besagt also nicht, daß es Sprachen gibt, die mit Zuwenden, Aussprechen und Ermitteln auskommen, sondern nur, daß Sprachen wie in PU 2 b nur einen ganz kleinen Teil des Sprechens ausmachen. Dasselbe gilt für den Vergleich in b mit seiner für Wittgenstein selbstverständlichen Voraussetzung, daß zu Spielen mehr gehört als das Ausführen von Spielhandlungen gewissen Regeln gemäß (vgl. PU 200): wie der Wortgebrauch mit den Tätigkeiten mehrerer verwoben sein muß, so müssen die Spielhandlungen in die Gepflogenheit des Spielens eingebettet sein.

PU 4

Die Vereinfachung bei Augustinus liegt darin, daß nur eine Funktion von Sprachmitteln gesehen wird. Entsprechend PU 1 c kann man dabei zunächst an Wortarten denken; man beachte aber, wie deren Erörterung in PU 17 eingebettet ist in eine Diskussion der sprachlichen Tätigkeiten mit unterschiedlichen Rollen, die eine Unterscheidung von Wortarten, Wörtern und Sätzen sowie von Befehlen, Meldungen, Fragen usw. erst möglich machen. Was Augustinus übersieht, ist also, daß man beim Gebrauch der Sprache mehr *tut*, als bloß etwas zu benennen und das von anderen Benannte zu ermitteln.

PU 5

1 "der allgemeine Begriff der Bedeutung der Worte" wäre ein einheitlicher Begriff; wer glaubt, es sei immer derselbe Sachverhalt, wenn ein Wort Bedeutung habe, verstellt sich den Blick auf das Funktionieren der Sprache.

2 "Es zerstreut den Nebel ..." drückt eine Erfahrung aus - das Betrachten primitiver Verwendungen der Sprache wie in PU 2 bringt bessere Ergebnisse - und liefert für diese Erfahrung eine Erklärung mit: Unsere Sprache ist so mannigfaltig, daß man einzelne Verwendungsweisen jedenfalls nicht leicht für sich studieren kann.

3 "Solche primitiven Formen der Sprache" sind nicht "diese" (das Kind hat beim Sprechenlernen nicht unbedingt oder nicht nur mit Bezeichnungssprachen wie in PU 2 zu tun), sondern "derartige": Formen der Sprache, in denen sehr wenige unterschiedliche Verwendungsweisen eine Rolle spielen.

4 Die Ausführungen zu Lehren, Erklären und Abrichten in PU 6 (s. d. Nr. 2) zeigen, daß b mit dem Ausdruck "verwendet" schlampft: von einer Verwendung einer Bezeichnung zu sprechen, solange das Kind sie noch lernt, bevor es sie also verwenden kann, ist zumindest irreführend.

"Das Lehren der Sprache ist hier kein Erklären" wird für Baker/Hacker erstaunlicherweise von PU 109 "Alle *Erklärung* muß fort" gedeckt; vgl. dazu PU 6 Nr. 2.

PU 6

1 a benutzt die Sprache aus PU 2 als Beispiel für eine der Sprachen, die gerade so primitiv sind, daß sie sich für das Sprechenlernen der Kinder eignen. Es wird also wieder der Versuch gemacht, Augustinus möglichst gerecht zu werden, ihn aber auf die Konsequenzen festzulegen, die die Vorstellung der Vollständigkeit einer solchen Sprache hätte; dabei wird als unstrittige Zusatzvoraussetzung eingebracht, daß die Sprache gelernt werden muß. In PU 2 war bereits als unstrittig eingeführt worden, daß sie im Zusammenhang mit irgendwelchen Handlungen benutzt wird; daher hier die Annahme, daß die Ausführung der Handlungen im Zusammenhang mit den Wörtern gelernt werden muß.

2 Das Beibringen der Sprache aus PU 2 wird "Abrichtung" genannt. Das ist ein Wort für Tiere; der Sinn dieses Vergleichs: Man kann den Kindern nicht sagen, was sie wann tun oder was sie wann sagen sollen, solange sie das, was man ihnen da sagen würde, noch nicht verstehen. Da "Abrichten" und "Erklären" einander in PU 5 b gegenübergestellt werden, heißt "kein Erklären" dort gerade dies: daß man den Kindern beim Sprechenlernen noch nichts sagen kann.

Auf der anderen Seite wird die "hinweisende Erklärung" in b von der "Abrichtung" durch das Merkmal unterschieden, daß die "hinweisende Erklärung" nur gegenüber jemandem möglich sei, der nach der Benennung fragen könne. Die Anforderungen sind also konkreter, als wenn es ums Erklären überhaupt geht. Darauf kommt es an: Die hinweisende Erklärung macht bereits von konkreten sprachlichen Fähigkeiten des Schülers Gebrauch, kann also nicht das Grundmodell dafür abgeben, daß Zeichen bedeutungsvoll verwendet werden. (Zu näheren Ausführungen über die konkreten Fähigkeiten vgl. PU 27 b, PU 30 b, PU 31 d,e.)

Da "hinweisendes Lehren" "einen wichtigen Teil der Abrichtung" bildet, spielt es hier im Gegensatz zu hinweisender Erklärung und Definition die Rolle einer von mehreren möglichen Teilursachen dafür, daß das Kind schließlich das Gelehrte beherrscht. Auch die hinweisende Definition mag diese Verwendung verursachen; nicht diese Wirkung kennzeichnet sie aber (sondern sie muß Bindewirkung entfalten, vgl. PU 258 Nr. 4).

3 "nicht, weil es sich nicht anders vorstellen ließe" kann sowohl heißen, daß hinweisendes Lehren unnötig, als auch, daß es unnütz sein könnte. (Zu ersterem vgl. PU 244 a, zu letzterem PU 144, PU 185.)